



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 88

(3. Beilage.)

Donnerstag, den 16. April.

1903

(Nachdruck verboten.)

Der Harrasprung.

Von Gustav Lange,

(Schluß.)

In der That hatten sich mehrere Schlotheimsche Kriegsknechte schon so weit genähert, daß zwei von Ihnen dem Roffe des Verfolgten in die Hügel fallen wollten. Da in diesem verhängnisvollen Augenblick befahl Dietrich von Harras dem Herrn seine Seele, entschlossen, lieber den Tod zu wählen, als dem Feinde in die Hände zu fallen. Noch einmal wollte sich sein Roß vor dem Abgrund aufbäumen — aber der Ritter stieß ihm die Sporen in die Seite, daß das Blut hervorquillt — dann gab es keinen Halt mehr für das Thier — es springt mit seinem Reiter hinab in die Tiefe, wo unten die Wogen des Flusses hoch aufsprühen und über Roß und Reiter zusammenschlagen.

Die Reifigen schauten mit Grausen und Entsetzen hinab in die Fluthen, selbst Götz von Schlotheim, der wenige Minuten später am Felsenrand ankam, stand zunächst wie versteinert da und starrte düsteres Bildes hinab.

„Er ist todt, die Wellen haben ihn verschlungen — Gott sei Dank, ich bin endlich von ihm befreit!“ sagte er dann freier athmend.

Der kühne, gräßliche Sprung war gelungen; wie von höheren Gewalten beschützt war Dietrich von Harras unversehrt geblieben. Da gerade an dieser Stelle der Fluß eine ziemliche Tiefe hatte und hoher Wasserstand herrschte, so waren wohl die Wassermassen über den kühnen Springer zusammen geschlagen, aber dies war zu seinem Heil, denn sonst würden Roß und Reiter mit zerschmetterten Gliedern ein Grab in dem Flußbett gefunden haben, so hatte das Wasser den Sturz abgeschwächt und halb arbeitete sich das treue Thier aus den Wellen heraus und erreichte glücklich das andere Ufer. Hier fiel Dietrich von Harras zuerst auf die Kniee und dankte dem Allmächtigen für seine Rettung. Sodann bestieg er wieder sein treues Roß und ritt seiner Burg Dichtenwalde zu.

19. Capitel.

Wohl noch eine geraume Weile stand Götz von Schlotheim am Rande des Abgrundes und schaute hinab, ohne Bewegung, ohne ein Wort zu sprechen, denn die Freude, welche er anfangs empfunden, war von ihm gewichen, — dort am Ufer erschienen Roß und Reiter, die er zerschmettert glaubte, — sie sind unversehrt — es ist ein Wunder geschehen, er hat es mit seinen Augen gesehen, dagegen kämpft er vergebens und diese Erkenntniß erschüttert Götz von Schlotheim — die Allmacht Gottes wird ihm klar.

Noch eins lehrt ihm in diesem Augenblicke in das Gedächtniß zurück — er hat einst vor dem Herzog und vielen Zeugen den Schwur abgelegt, dem Dietrich von Harras seine Tochter zum Weibe zu geben, wenn er den Sprung vom Felsen hinab wagte. Das Unmögliche, kaum Glaubhafte ist geschehen — vor seinen Augen, er kann es garnicht ableugnen und nun muß er sein Wort halten — seine Ritterschre fordert es.

Eine vollständige Umwandlung ging in diesem Augenblicke mit Götz von Schlotheim vor sich. Sein starrer Sinn begann zu erweichen, er sah ein, daß er dem jungen Ritter bisher doch Unrecht gethan hatte, der so augenscheinlich in allen Gefahren wie von unsichtbarer Hand beschützt und beschützt wurde. Was

dagegen stand ihm bevor, wenn er vor dem Herzog erschien? Zwar wollte der Troß noch einmal die Oberhand gewinnen über ihn und er dem Befehl des Herzogs keine Folge leisten, sondern sich in seine feste Burg Schellenberg zurückziehen und dorten Widerstand leisten bis zum letzten Mann, zum letzten Blutstropfen. Doch nach langem inneren Kampfe sah er das Nutzlose dieses Widerstandes ein. Er strich mit der Hand über die hohe gefurchte Stirn, auf der dicke Schweißtropfen perlten.

„So will ich denn den ersten Schritt thun, mag Gott mir mein Unrecht verzeihen“, murmelte er dumpf und befahl dann seinen Kriegsknechten, denen sein räthselhaftes Benehmen schon auffällig erschien, nach dem Schellenberg zurückzukehren.

Hierauf wendete er sich an Gumbrecht, der dicht neben ihm hielt;

„Und Du begleitest mich wir reiten zusammen.“

„Wohin?“ fragte dieser erstaunt.

„Nach Burg Dichtenwalde“, lautete die leise Antwort.

Die beiden Reiter waren auf der Straße noch nicht weit gekommen, als sie vor sich einen Zug bewaffneter Reiter sahen, deren glänzende Rüstungen gar prächtig im hellen Sonnenschein funkelten. Götz von Schlotheim hielt einen Augenblick sein Roß an und überlegte, was er am besten beginnen sollte.

„Es wird Herzog Albrecht sein“, meinte Gumbrecht, welcher glaubte, sein Herr sei über die Herkunft dieser Reiter im Zweifel.

„Ich sehe es wohl, meine Augen täuschen mich noch nicht“, entgegnete Götz von Schlotheim und spornete sein Roß, um den vorausreitenden Herzog und sein Gefolge einzuholen. Er hatte einen plötzlichen Entschluß gefaßt, und wollte auch nicht lange mit der Ausführung zögern.

Als Götz von Schlotheim die Nachhut des herzoglichen Gefolges erreicht hatte, da machte man dem bekannten Ritter Platz um ihn vorausreiten zu lassen, denn er hatte gewiß die Absicht, den in der Mitte reitenden Herzog Albrecht unterthänigst zu begrüßen. Gewiß wollte er dies, aber noch weiter ging seine Begehr — er wollte sich dem Herzog demüthig zu Füßen werfen und ihn reumüthig um Verzeihung bitten, ehe seine letzte That demselben bekannt wurde. Es war ihm dieser Entschluß nicht leicht geworden, aber die letzten Ereignisse hatten seinen starren Sinn völlig gebrochen — zum ersten Male stiegen ihm auch ernste Bedenken wegen der Folgen auf, die ihn treffen mußten, wenn der Herzog die volle Strenge ihn fühlen ließ; noch viel weniger konnte er sein gegebenes Wort brechen, er kannte nur zu wohl die unauslöschliche Schmach, welche ihn treffen mußte. Im Geiste sah er sich öffentlich an den Pranger gestellt, und wie ihm die Waffen Stück für Stück herunter gerissen und vor die Füße geworfen wurden. Dieses Loos drohte ihm, wenn er nicht rechtzeitig Einsicht hielt und erschütterte ihn durch und durch. Er dachte auch in dieser Stunde an sein Kind, das noch immer daheim im Kerker schmachtete.

Bald befand er sich in unmittelbarer Nähe des Herzogs, der, durch die Störung in seinem Zuge aufmerksam geworden, sich umwandte.

„Ihr seid es, Götz von Schlotheim?“ fragte der Herzog mit gerungelter Stirne. „Was führt Euch hierher und warum erwartet Ihr mich nicht auf dem Wolkenstein, um Euch zu verantworten wegen Eurer schweren Vergehen, deren Ihr angeklagt seid?“

„Gnädigster Herr, verzeihet einem Missethäter, der seine Schuld eingesehen hat und bereit ist, dieselbe zu sühnen“, bat

Göb von Schlotheim. „Legt mir jede Buße auf, ich bin bereit, dieselbe zu erfüllen.“

Bei diesem reumütigen Bekenntniß heiterte sich das Antlitz des Herzogs etwas auf. Er gab Befehl zum Halten und ließ Göb von Schlotheim vollständig an sich herankommen und schaute ihn forschend an, ob es mit seinen Worten auch ernst sei; dieser Blick überzeugte ihn von der Wahrheit desselben.

„Ihr wüßt, ich kenne nur eine Buße, und wenn Ihr bereit seid, dieselbe auf Euch zu nehmen, so sei Euch noch in dieser Stunde, sofort jetzt in allen Stücken vergeben, was Ihr auch gesündigt haben möcht! Wollt Ihr?“ fragte der Herzog.

„Gnädigster Herr, ich bin zu jeglicher Buße bereit, legt sie mir auf und ich werde sie ohne Murren tragen!“

„Göb!“ der Herzog drohte mit dem Finger. „Keine Winkelzüge mehr. Bei meinem Fürstenwort, wenn Ihr es noch einmal wagt, mich zu hintergehen, geht Ihr für immer aller Eurer Rechte verlustig und ich lasse Euch außer Landes jagen. Wenn es Euch aber wirklich Ernst mit Eurer Reue ist, so folgt Ihr mir und söhnt Euch mit Dietrich von Harras aus und gebt ihm Eure Tochter zum Weibel!“

Ein Augenblick tiefsten Schweigens entstand — Göb von Schlotheim mit gefenktem Haupt zögerte mit der Antwort — es kam ihm doch schwerer an, als er es sich gedacht hatte — aber eine Ausrede gab es nicht mehr. Der Herzog wartete auf einen bestimmten Bescheid — in den nächsten Minuten mußte über sein Schicksal sowohl als auch über das seiner Tochter die Entscheidung fallen — er hielt die Würfel in seiner Hand.

„Ich bin bereit, mich mit Dietrich von Harras zu versöhnen und ihn als meinen Schwiegersohn aufzunehmen“, entgegnete er endlich mit leiser bebender Stimme. „Mein Ritterwort zum Pfande dafür.“

„Endlich, endlich seid Ihr zur Einsicht gekommen, Göb von Schlotheim und besinnt Euch eines besseren!“ rief der Herzog und reichte nunmehr dem Ritter die Hand, zum Zeichen, daß er ihm verzeihen habe. „Nun auf nach Lichtenwalde, um nach dort die frohe Kunde zu bringen!“

Schlusssapitel.

In einer guten halben Stunde hielt denn auch Herzog Albrecht und der an seiner Seite reitende Göb von Schlotheim vor dem Thore der Burg Lichtenwalde und begehrten Einlaß. Vom Wartthurm erklang das Hornsignal und bald rasselte die Zugbrücke nieder. Im Hofe stand bereits Harras zum Empfange des Herzogs bereit, dessen Ankunft er nicht erwartet hatte und er war daher sehr erstaunt, als er vom Thorwart, die Ankunft desselben erfuhr. Die vor einigen Stunden erst überstandene Gefahr stand ihm noch deutlich auf dem Gesichte geschrieben, denn eine ungewöhnliche Blässe bedeckte dasselbe, aber er suchte sich zu beherrschen, um dem Herzog möglichst unbefangen entgegen zu treten. Als er Göb von Schlotheim an dessen Seite erblickte, da trat er entsetzt einen Schritt bei Seite — der überstandene Schrecken kehrte bei dessen Anblick noch einmal in seiner ganzen Furchtbarkeit in die Erinnerung zurück — was wollte Göb von Schlotheim jetzt von ihm. Es blieb ihm indeß nicht lange Zeit zum Nachdenken.

Sobald Herzog Albrecht vom Pferde gestiegen war, schritt er auf den verdußt dastehenden Harras zu und ihn bei der Hand fassend, führte er ihn auf den gleichfalls starr wie eine Bildsäule dastehenden Göb von Schlotheim zu.

„Hier kommt ein reuiger Sünder zu Euch, flehend aus zerknirschtem Herzen, daß Ihr ihm all' das Böse, was er Euch zugefügt hat, vergeben möchtet. Sprecht, wollt Ihr das?“ wandte sich der Herzog an Harras und zeigte mit der Hand auf Göb von Schlotheim.

„Wenn es sein Ernst ist und er sein Wort hält, was er versprochen hat, so möge Frieden herrschen zwischen uns“, entgegnete Dietrich von Harras nach einigem Zögern, denn dieser Versöhnungsversuch kam ihm so überraschend, daß er zunächst gar noch nicht recht daran zu glauben vermochte.

„Ja, von ganzem Herzen; wen Gott so sichtbar in seinen Schutz nimmt, dem kann der störrischste Mensch nicht länger widerstreben“, mit diesen Worten streckte Göb von Schlotheim dem bisherigen Feinde die Hand entgegen. „Dietrich von Harras, reicht mir als Zeichen der Versöhnung Eure Hand! — So — nun ist aller Haß zwischen uns ausgeglichen und wir wollen fortan friedlich neben einander leben. Ich reite jetzt nach dem Schellenberg zurück — wo ich Euch so bald es Euch möglich ist erwarte — und außer mir erwartet Euch auch meine Tochter.“

Um Gericht zu halten, war Herzog Albrecht gekommen, als er aber sah, wie Göb von Schlotheim sein Unrecht erkannte, da hielt er auch sein Wort und wurde ihm vollste Begnadigung zu theil. Auf seinen Wunsch wurde dann noch beschlossen, daß am andern Morgen in der Schloßkapelle zu Schellenberg die Trau-

ung stattfinden sollte. Nach allen Richtungen flogen denn auch bald die Boten, um eine recht zahlreiche Hochzeitsgesellschaft einzuladen und es erschienen am andern Tage auch viele Ritter mit ihren Frauen und Töchtern. — — —

Luitgard, die noch immer im Kerker schmachtend, nichts von den Vorgängen der letzten Tage erfahren hatte, jubelte laut auf, als sie durch ihren Vater die Kunde von der Ausöhnung mit Dietrich von Harras erhielt. Fast mit dem Winde um die Wette war Göb von Schlotheim auf seinem flinken Renner nach Burg Schellenberg geeilt, um sein Kind aus dem Kerker zu befreien; jede Minute, welche sie noch länger darinnen schmachten mußte, verursachte ihm die heftigsten Gewissensbisse.

Luitgarde flog ihrem Vater um den Hals und schloß ihn unter Thränen an ihr Herz, was seit langer Zeit nicht mehr geschehen war. Göb von Schlotheim war so gerührt von dem Gefühlsausbruch seiner Tochter, daß er garnicht zu sprechen vermochte, sondern bloß die Hand seines Kindes drückte.

„Nun wollen wir alles vergessen, was in der Vergangenheit liegt, Luitgard“, fand er endlich Worte.

Erstaunt schaute Luitgard zu ihrem Vater auf; war es möglich, was er da sprach, war sein Herz wirklich einer solchen milden Regung fähig — doch es konnte nicht anders sein, er sprach die Wahrheit.

„Der Groll, welcher mir aus früherer Zeit noch im Herzen saß, hatte mich zu Handlungen verleitet, welche mir jetzt bitter leid thun. Aber Du und auch Dietrich von Harras werdet alles Mitleid vergessen, was ich an Euch gethan habe. Damit aber nicht abermals ein böser Geist die Saat der Zwietracht säet, habe ich dem Herzog versprochen müssen, Dich sofort dem Harras zum Weibe zu geben. Darum spüte Dich, richte alles her, damit morgen vor Gott und den Menschen Euer Herzensbund gesegnet und besiegelt werden kann.“ —

Die Braut sah an dem Hochzeitstage wunderlieblich aus und allgemein pries man Harras und Luitgarde glücklich. Der Vater Anselmus mußte auf Wunsch des Schlotheimers die Trauung vollziehen, weil er es damals gewesen war, welcher den ersten Schritt zur Versöhnung unternommen und dabei so wenig Erfolg gehabt hatte. Diese Ehre, die Trauung vollziehen zu dürfen, sollte die Genußthuung dafür sein.

Bei dem darauffolgenden Hochzeitssmahle, bei dem Herzog Albrecht auch anwesend war, ging es lustig und fröhlich zu.

„Das nenne ich doch einen kühnen Ritterprung, aus den Reizen des Feindes von lustiger Vergesshöhe herab durch Lust und Pluthe bis — ins Hochzeitssgemach!“ meinte lachend der Herzog, dem der kühne Sprung seines Schüßlings schon zu Ohren gekommen war. „Ritter Harras, der kühne Springer soll leben und fortan soll die Stelle, wo der muthige, kaum glaubhafte Sprung geschah, der Harrasprung auf ewige Zeiten heißen!“

Die Humpen klangen zusammen und man ließ den Ritter Harras mit seiner jungen Gattin unzählige Male leben.

Der Herzog Albrecht, welcher bei der Hochzeit noch so fröhlich gewesen war, weil es ihm vergönnt gewesen, zwei Menschen, welche er lieb hatte, glücklich zu machen, sollte diesen Freudentag nicht mehr lange überleben. Bald darauf mußte er seinem Sohne Heinrich, welcher noch immer als Statthalter von Friesland regierte, zu Hilfe eilen, weil er von Empörern bedroht wurde. Auf diesem Kriegszuge, bei der Belagerung der Stadt Gröningen wurde er von einem hitzigen Fieber befallen, so daß er in ein Kloster bei Emden getragen werden mußte, wo er auch starb.

Göb von Schlotheim war seit der Hochzeit seiner Tochter ein ganz anderer Mann geworden, ein stiller Frieden war über ihn gekommen. Er freute sich innig des Glückes derselben und als ihm ein Enkel bescheert wurde, da wiegte er den kleinen seelenvergnügt auf seinen Knien, so oft er nach Burg Lichtenwalde kam, was sehr häufig geschah.

„Was sind alle Fehden und Lust der Welt doch für ein eitles Ding, ich habe es an mir erfahren“, erklärte er einmal in Gegenwart seiner Kinder. „Das schönste, wahrste Glück ist nur das, welches man sich in trauter Häuslichkeit an der Seite von Weib und Kindern verschafft.“

Im Mai des Jahres 1801 wurde am Rande der Bschopau, dem Hausstein gegenüber, bei einer sehr alten Eiche ein Denkstein gesetzt mit der Inschrift:

„Dem tapferen Springer, Ritter von Harras“, auf den Nebenseiten waren ein Sporen und ein Hufeisen abgebildet. Nach der geschichtlichen Ueberlieferung aber soll Dietrich von Harras mit seiner jungen Gemahlin bald nach der Hochzeit eine Wallfahrt nach der heiligen Kapelle zu Ebersdorf und dem dort befindlichen Gnadenbilde unternommen haben und ließ daselbst zum ewigen Andenken an den kühnen Ritterprung

ein großes silbernes Guseisen neben der Pforte einmauern. Auch stiftete er eine ewige Messe, welche in der Stunde zu lesen war, wo der gefährliche Sprung vollbracht worden ist. Das silberne Guseisen wurde im Jahre 1529 durch ein zierliches Guseisen ersetzt, welches sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und noch zu sehen ist. Alljährlich besuchen tausende von Ausflüglern diese romantische Gegend und betrachten mit Erstaunen die Höhe, von welcher herab Dietrich von Harnack unter Einsatz seines Lebens den gefährlichen Sprung vollbracht hat. Wie ein Wunder muß es bezeichnet werden, daß Hof und Reiter keinen Schaden genommen hatten und bis in die fernste Zeit wird sich daher auch die Sage vom Harnacksprung erhalten.

— Ende. —

„Um so einen!“

Novelle von Elise Krafft.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Tauwetter in Berlin.

Von den Dächern lief das schmutzige Wasser in kleinen Bächen herunter, und der sonst so festgetretene Schnee auf dem Pflaster war locker und hatte eine bräunliche Färbung angenommen.

In der dritten Etage eines alten Hauses der Kurfürstenstraße stand Frau Pöhlchen am Fenster und ärgerte sich über jeden Wassertropfen, der auf ihre frisch geputzten Fensterscheiben fiel.

Ihr Gatte saß im Lehnstuhl hinter ihr und las die Zeitung.

Als die Nichte ins Zimmer trat, blickte er auf.

Ei der Tausend, Friedchen, hast dich ja ordentlich hübsch gemacht heute! Also ganz allein das schöne Kleid genäht? Alle Achtung vor deiner Schneiderkunst!

Frau Pöhlchen wandte sich bei den bewundernden Worten ihres Mannes um und blickte entrüstet auf die zierliche Gestalt in dem modernen braunen Wollkleide.

„Bist du verrückt, Mädel! — Dein bestes Kleid für die Nähstunde? Und den neuen Hut bei dem Sauwetter! Das sieht dir ähnlich, alles über einen Kamm geschoren. Gleich ziehst du das neue Kleid aus!“

Frieda setzte sich ruhig vor dem Spiegel den neuen Filzhut auf das braune Haar. Zufrieden musterte sie ihr glücklich lächelndes Gesicht.

„Sei nicht böse, Tante, die Sonne scheint ja draußen.“

„Aber es taut, und die Straßen sind naß und schmutzig. Da zieht man das schlechteste an, was man hat, — überhaupt bis Noabit hin. Ein Glück, daß die Nähstunde bald vorüber ist, das war ja was Entsetzliches mit deiner Eitelkeit.“

Sie trat vom Fenster fort und ging prüfend um die Nichte herum.

„Biel zu elegant, viel zu elegant, das Geld für die Bänder und Rüschen hätten wir auch sparen können.“

„Daß ihr doch das Vergnügen,“ warf der Onkel beschwichtigend ein, „dafür sieht das Mädel auch noch mal so hübsch wie sonst aus.“

„Aber heute braucht sie's nicht anzuziehen, so etwas bleibt für den Sonntag. — Rasch, Frieda, zieh das blaue an!“

„Dann komm ich zu spät zur Nähstunde, adieu, ich habe keine Zeit mehr,“ und wie der Wirbelwind war sie zur Tür hinaus.

Entsetzt schlug Frau Pöhlchen die Hände zusammen.

„Sollte man so etwas für möglich halten? Wilhelm, das geht so nicht weiter mit dem Mädel! Schon die ganze letzte Zeit ist sie so! Das singt und pukt sich den ganzen Tag, und will ich schelten, fliegt sie mir an den Hals und küßt mich, a.b. — Wilhelm, hörst du denn nicht?“

Der kleine, korpulente Mann mit dem gemütlichen, roten Gesicht blickte schmunzelnd von der Zeitung auf.

„Ja, ja, ich höre schon. Friedchen gefällt mir jetzt viel besser wie früher. Vielleicht hat sie irgend was?“

„Hat irgend was? — Was soll sie denn haben?“

Ich bitte mir aus, daß du dich verständlicher machst.“

„Na ja, ich meine man bloß so,“ antwortete er ausweichend und vertiefte sich beharrlich in seinen Lokalanzeiger, daß Frau Pöhlchen kopfschüttelnd zu ihrem Strickzeug griff.

Frieda aber schritt über die nasse Straße, so leichtsinnig und sorglos, als führte der Weg über blumenbestreute Wiesen. Den neuen Kleiderrock hielt sie sorgfältig emporgerafft, und die Glacéhandschuhe, welche sie auf der Treppe angezogen, umspannten, eng anschließend, ihre kleinen, zierlichen Finger. Er hatte sie neulich anstatt des üblichen Beilschensträuschens mitgebracht. — Wie glücklich war sie geworden, und wie glücklich erst würde sie später sein, wenn ihr süßes Geheimnis alle Welt erfahren, und Onkel und Tante die Verlobung ihrer Nichte verkünden würden. Wie alles so schnell gekommen, sie wußte es selber nicht. Das erstemal war's im Tiergarten, als er von seiner großen Liebe gesprochen. Und als sie zitternd seine Küsse geduldet, ihr ganzes Herz ihm zuflieg, und sie ihn fragte, ob er an Onkel und Tante schreiben, oder sie selbst es ihnen sagen sollte, — da küßte er sie, lächelnd den Kopf schüttelnd, aufs neue. Von einer großen Geduld, der sie nun ausgefetzt waren, erzählte er, und daß er sich nicht eher öffentlich mit ihr verloben könne, ehe er eine feste, sichere Stellung besäße. So eine heimliche Liebe wäre ja das allerschönste, wenn sie ihm vertraue. —

Ja, sie vertraute ihm. Und doch war sie, trotz all seiner Bitten, noch nicht zu bewegen gewesen, ein Café oder Restaurant mit ihm zu besuchen. Er lachte sie aus, wenn sie in den stillen Wegen des Tiergartens ängstlich seiner stürmischen Zärtlichkeit wehrte.

Das lehtemal erzählte er ihr von einer guten, alten Tante in der Mohrenstraße, die um das Geheimnis seiner Liebe wußte. Zu ihr würde er sein Bräutchen führen, unter ihrem Dach fürs erste die schönsten Zukunftsträume mit ihr spinnen. —

Frieda lächelte glücklich vor sich hin, als sie inmitten der schwabenden Mädchenschar bei ihrer Näharbeit saß. Alle paar Minuten blickte sie zu der Schwarzwälder Uhr neben der Tür, ob ihr Zeiger immer noch nicht die erwünschte Stunde erreiche. Jedesmal war sie unter irgend einem Vorwand ein halbes Stündchen früher als die anderen jungen Mädchen aufgebrochen. Das magere, alte Lehrfräulein ließ ihre Blicke oft forschend auf dem Antlitz ihrer Schülerin ruhen. Wenn sie aber die klaren, blauen Augen sah, in denen noch „der Glanz unbesetzter Jugend“, wie sie sich innerlich ausdrückte, ruhte, schwand jeder Zweifel ihrer argwöhnischen Seele. Wie viele leichtsinnige Schülerinnen sie auch schon gehabt hatte, diese gehörte sicher nicht zu ihnen. —

Auch heute legte Frieda ihre Arbeit früher zusammen. Die Schwarzwälder hatte eben Sechsz geschlagen.

Als sie dem alten Fräulein zum Abschied die Hand reichte, glättete diese sorgsam die vom Sitzen hervorgerufenen Falten in dem neuen Rock.

„Sie werden alle Tage hübscher, Kleine! Was hat denn die Tante zu Ihrem Kunstwerk gesagt?“

„Es wäre nur Sonntags anzuziehen, ist das nicht genug, Fräulein?“

Lachend nickte sie ihren Genossinnen zu und lief hinaus.

Vor dem kleinen, zersprungenen Wandspiegel im Korridor ordnete sie ihre Frisur und übersprang auf der Treppe gleich zwei Stufen mit einemmale, draußen taute es immer noch. Die Luft war lind, als wäre man schon im Frühling. Der fünfundschwanzigste Februar war heute, der Geburtstag ihrer verstorbenen Mutter. Sie hatte sich darum etwas ganz besonderes vorgenommen.

Frei würde, wie immer, am Brandenburger Tor auf sie warten. Dann würde sie mit ihm einen ganzen großen Strauß Rosen kaufen, köstliche, dunkelrote Rosen, und an seiner Seite hinauswandern nach dem alten Kirchhof im Süden, wo tief herabhängende Zweige das Grab der Mutter beschirmten. — Ja, das wollte sie. —

Wie lange es heute hell blieb.

In den Straßen waren die Gasflammen schon angezündet, doch der Himmel noch ganz glühend von der untergehenden Sonne.

Am Brandenburger Tor blieb Frieda stehen, und spähte eifrig nach allen Seiten. Er war noch nicht da, der Böse, der Liebe, — ungeduldig ging sie einige Schritte die Linden entlang. Heute waren es gerade vier Wochen her, seitdem sie ihm zum erstenmal begegnet. Wie viel Seligkeit lag zwischen damals und heute. Sie hatte ihr Paradies gefunden — o wie dankbar mußte sie ihrem

immer in all die aufgeschlossene Herrlichkeit sein. In immerer Glückseligkeit senkte sie tief den Kopf. Die Menschen ringsum brauchten ihr lächelndes Gesicht nicht so neugierig zu mustern. Erst als eine Hand sich auf ihre Schulter legte, und ihr Arm kräftig in einen anderen gezogen wurde, hob sie den Blick empor, und ließ sich an der Seite des Geliebten weiterziehen.

„Beinah' hätte ich meine kleine Apfelblüte nicht erkannt, warum hast du dich denn heute so festlich gemacht?“ fragte er, ihren Arm immer mehr an sich ziehend.

„Ja, — gefall' ich dir? — O, wie mich das freut! Ich komme mir immer so klein vor neben dir, so unbedeutend. Und darum bitt' ich jedesmal den lieben Gott, daß er mich mehr und mehr deiner Liebe würdig mache.“

Er blickte beharrlich auf das schmutzige Pflaster vor sich. Um seinen Mund lag es wie Spott über ihre Demut.

„Hast du mich wirklich so lieb, wie du immer sagst, kleine Apfelblüte?“

„Was fragst du, wenn du's doch ganz genau weißt,“ antwortete sie vorwurfsvoll. „Ich möchte die Kraft besitzen, dir die Sonne vom Himmel herunter zu holen. Immer hell, immer warm müßte es um dich sein, — du weißt ja gar nicht, wie viel ich dir für deine Liebe schulde.“

Er biß sich ungeduldig auf die Lippe, und zog sie aus der hellen, geräuschvollen Umgebung der Linden in die stille Wilhelmstraße.

Sie hatte seine Hand ergriffen und ihre warme, weiche Wange auf das kalte Leder gepreßt.

„Ich hab' eine Bitte, Fritz,“ begann sie zögernd. „Wir wollen zum Kirchhof fahren, wo meine Mutter liegt, — draußen am Halleschen Thor. Ich bin lange nicht dagewesen, und heut' ist ihr Geburtstag. — Ich denke immer, — sie müßte die Erste sein, der ich mein Glück, — mein so unverdientes Glück offenbare.“

„Dummes Zeug!“ entfuhr es ihm unwillkürlich.

Als Frieda erschreckt seine Hand losließ, setzte er ruhiger hinzu: „Set doch nicht komisch, kleine Maus, — der Kirchhof ist längst geschlossen, wenn wir hinkommen. Es ist jetzt schon ganz dunkel. Weißt du, wo ich dich hinbringen will? — Zu meiner Tante nach der Mohrenstraße. Sie erwartet dich heute, ich hab' es ihr fest versprechen müssen. Da hab' ich meine süße Apfelblüte endlich einmal ein Stündchen ohne die fremden Menschen, die uns bis jetzt überall beobachtet konnten.“

Sie schritten über den Wilhelmplatz am Kaiserhof vorbei, und der große Mann achtete weder auf ihr blaßes Gesichtchen, noch auf ihre traurigen Augen. Immer hastiger zog er sie vorwärts.

Vor einem großen mit allerhand Figuren verzierten Hause blieb er stehen.

„Siehst du, Tante hat schon Licht oben,“ meinte er, zu der zweiten, hell erleuchteten Etage hinausblickend.

Frieda rührte sich nicht. Verlegen knöpfte sie ihren Handschuh auf und zu. Ihre Gedanken waren bei dem einsamen Grab der Mutter, das am heutigen Geburtstag zum ersten Mal seit ihrem Tode nicht mit Blumen von ihres Kindes Hand geschmückt werden sollte.

Er legte ungeduldig den Arm um ihre Schulter, und leitete sie in den Hausflur. Und da es dunkel und einsam ringsumher war, küßte er sie rasch auf den Mund.

„Willst du nicht kommen, kleine Apfelblüte?“

„Nein,“ antwortete sie leise, indem sie wieder auf die Straße trat.

Vergerlich folgte er ihr.

„Aber, warum denn nicht?“

„Ich kann deine Tante heute nicht sehen, ich muß immerzu an meine Mutter denken. Und da wäre ich doch recht traurig! Gehe du allein zu ihr hinauf und entschuldige mich, — geh', ich fahre mit dem Omnibus dort nach Hause.“

Er blickte in ihre flehenden Augen und klopfte sich unmutig den Schnee vom Absatz.

„Da sieht man nun deine große Liebe.“

Wehmütig nickte sie mit dem Kopf.

„Ja, schilt mich, Fritz, du hast recht. Ich bin manchmal riesig wunderlich. Aber Sonnabend, das verspreche ich dir, Sonnabend können wir gleich hier unten an der Haustür zusammentreffen. Dann komm ich mit hinauf, wenn du noch willst.“

Sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte.

„Wer Wort halten, kleine Apfelblüte. Soll ich nicht lieber mitfahren?“

„Nein, Fritz, geh du mir hinauf zu der alten Dame. Sonnabend also!“

Sie hatte dem Kutscher des vorüberfahrenden Omnibusses gewinkt und sprang leichtfüßig auf das Trittbrett. Er schwenkte grüßend den Hut, hob noch einmal die Hand und schritt dann in das Haus zurück.

Als Frieda in das Wohnzimmer trat, war es kaum halb acht vorüber. Sonst kehrte sie viel später aus der Nähstunde zurück.

„Nanu,“ fragte die Tante, „bist du etwa Pferdebahn gefahren, du kommst doch sonst nicht so früh?“

„Ja, ich bin gefahren, Tante, die Straßen sind wirklich sehr schmutzig.“

Frieda war an den Tisch getreten, über den eine altmodische Hängelampe ihr Licht verbreitete, und hatte die Arme um den Hals der unermüdlich Stridenden gelegt.

„Bist du mir noch böse, daß ich heute ungehorsam war?“

„Böse? — Nein, Friedchen. Du mußt doch nun endlich wissen, daß ich es nur gut mit dir meine. — Da ist ein Brief an dich gekommen, aus Potsdam. Er wird wohl von deiner Freundin sein.“

Das junge Mädchen, über deren glückliche Zuversicht sich in der letzten Stunde eine sonderbare Jaghaftigkeit gelegt hatte, wurde bei den milden Worten der Tante wieder froh gestimmt.

„Onkel ist wohl im Klub?“ fragte sie, indem sie den Brief, der auf ihrem Platz lag, mit einer Haarnadel öffnete.

Bejahend spähte die Tante über ihre Brille hinweg auf das Schreiben.

„Was gibt's denn, Friedchen, hat sie bald Hochzeit, die Toni?“

Ganz aufgeregt nickte Frieda mit dem Kopf.

„Ja, Tante, und denke doch nur, schon in vierzehn Tagen. Und ob ich nicht ihren Brautschleier sticken und die Zeit bis zur Hochzeit bei ihr bleiben wolle, fragt sie. Freitag Abend schon holt sie mich vom Bahnhof ab, — Tante, liebe Tante, ich darf doch zu ihr, — nicht?“

„Seit ihrer Verlobung ist's heut' das erstemal, daß sie etwas von sich hören läßt, und nun gleich diese große Freundschaft. — Bleib' lieber hier, Friedchen, du paßt nicht zu den reichen Leuten dort.“

Aber Toni hat mich lieb, und man kann sich ja denken, daß so eine Braut über ihr Glück die Freundin vergißt,“ wandte Frieda ein. „Früher, als Mama noch lebte, waren wir ja oft beisammen. Und wäre ihre Mutter, Mamas liebste Freundin, nicht auch gestorben, hättest auch du mit ihnen verkehrt, Tante. — Toni schreibt so lieb, ganz wie früher, und den Zug hat sie auch schon bestimmt, mit dem ich kommen soll. Ich möchte zu gern hin.“

„Meinetwegen fahre, wenn der Onkel nichts dagegen hat. Aber ein Hochzeitskleid, wo kriegst du denn das her?“

Frieda lachte und reichte der Tante den Brief hinüber.

„Da lies, sie hat an alles gedacht, die Toni. — Darf ich's denn annehmen?“

„I gewiß doch, Friedchen. Mir kann's nur annehmen sein, von unseren paar Zinsen hätten wir's dir nicht kaufen können. Nun geh' aber und besorg' uns Abendbrot, es ist die höchste Zeit.“

Erst als Frieda in der Küche stand, dachte sie an Fritz. Wie konnte sie nur ganz und gar die Verabredung für Sonnabend vergessen. Nun würde sie wieder nicht mit ihm zu seiner Verwandten hinaufgehen. Einen Augenblick überlegte sie, wie sie die Fahrt nach Potsdam am besten verschieben, oder vielleicht gar heimlich von dort aus auf einige Stunden nach Berlin fahren könnte. — Nein, das ginge nicht. Die Fabrik von Tonis Vater lag weit vom Bahnhof entfernt, da hätte sie einen Wagen haben müssen.

Sie dachte hin und her. Das Beste wäre, ihm zu schreiben, daß sie krank geworden und nicht hinaus dürfe. Er war ja so anspruchsvoll in seiner Liebe und würde am Ende denken, daß sie ihn meide, weil er sich noch nicht öffentlich mit ihr verloben konnte.

Frieda lächelte glücklich vor sich hin. Es würde ihm gar nichts schaden, wenn er sie einige Zeit nicht sähe. Mit jedem Tage würde seine Sehnsucht größer werden, und ihre auch. — Bis sie wieder an seinem Herzen lag — beide doppelt seltsam nach der kleinen Trennung.

(Schluß folgt.)



Nr. 16.

Donnerstag, den 16. April 1903.

18. Jahrgang

Nichts ist dauernd als der Wechsel!

Die Menschen wechseln und die Jahreszeiten,
Die Sinnesart, die Mode, der Geschmack,
Und also bleib's in alle Ewigkeiten
Auf dieser Welt bis zu dem jüngsten Tag.
Es wechselt auch der Geist der Zeitepochen:
Das Ideale stürzt der Realist,
Und Börne hat das weise Wort gesprochen,
Daß nur allein der Wechsel dauernd ist.

Wie lang ist's her, daß Frankreich gegen Briten
In wildem Haß gewettert und getobt?
Die Menschlichkeit ward ihnen abgestritten
Und nur die Buren wurden laut gelobt.
Doch Englands Herrscher will Paris besuchen:
Gleich wird es still, vergessen ist der Zwist,
Zu lautem Preisen wird das wilde Fluchen,
Weil nur allein der Wechsel dauernd ist.

Die Sarazenen in den Staub zu streuen,
Verlangte einst die fromme Ritterpflicht,
Es zogen aus die stolzen, deutschen Recken
Zu heißem Kampfe für des Glaubens Licht.
Jetzt grüßt der Sultan unsres Kaisers Söhne,
Den alten Moslem küßt der junge Christ!
Aus Kriegssfanfaren werden Liebestöne,
Weil nur allein der Wechsel dauernd ist.

Es tönt mit Macht ein wildes Sturmgeläute
Vom Seinestrande bröhnend zu uns her,
Zum letzten Kampfe gegen Lügenmunde
Zieht siegesfroh der Wahrheit stolze Wehr.
Schon ist sie nah! Sie läßt die Banner siegen:
Vertreten liegt der Wurm der Hinterlist!
Der Rebel reißt, es muß die Sonne siegen,
Weil nur allein der Wechsel dauernd ist.

Nachdruck verboten.

Auf der Mensur.

Humoreske von Lothar Brenkendorf.

Als Siegfried Johannsen aus schwerem Schlummer erwachte, war seine erste Empfindung die eines köstlichen Wohlbehagens. Er hatte einen so gräßlichen Traum gehabt und seine Stirn war noch feucht von dem Angstschweiß, den dieser Traum ihm erpreßt hatte. Ach, welch ein himmlisches Gefühl, hier bequem und sicher im weichen, warmen Bett zu liegen, und nicht, wie

er's geträumt hatte, auf dem kalten, harten Erdboden mit einer tödlichen Schußwunde in der Brust, aus der wie ein kleiner Springbrunnen das rothe Blut hervorprubelte! Aber das selige Bewußtsein, nur unter einem eingebildeten Schrecken gelitten zu haben, wich in Siegfried Johannsens Geist plötzlich einem jäh erwarteten schrecklichen Erinnern. Mit beiden Händen fuhr er sich an den Kopf. Barmherziger Himmel, was er da geträumt hatte, es konnte, nein, es würde ja schon morgen grauenhafte Wirklichkeit sein. Denn daß er in dieser Nacht seinen Freund Gottfried Retemeier beauftragt hatte, den Rechtskandidaten Paul Hunold zum Zweikampf auf Pistolen zu fordern, es war leider kein Hirngespinnst, sondern unzweifelhafte, entsetzliche Wahrheit. Kaum konnte er sich noch entsinnen, wie der Streit begonnen hatte, denn sie waren alle des Gerstenhafstes schon voll gewesen, als die Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und Hunold entstand. Auch der Wortlaut der Beleidigungen, die der Rechtskandidat ihm ins Antlitz geschleudert, war seinem Gedächtnis entschwunden. Aber es mußten fürchterliche Beleidigungen gewesen sein, da er selber und vor Allem sein stiller sanfter Freund Gottfried sich sogleich überzeugt gehalten hatten, daß sie nur mit Blut abgewaschen werden konnten.

„Er oder ich — einer von uns ist zuviel auf der Welt!“ Das waren die letzten Worte gewesen, mit denen er sich beim Morgenrauen von seinem Kartellträger verabschiedet hatte. Gott im Himmel, wie betrunken mußte er gewesen sein, um eine so frevelhafte, blutdürstige Aeußerung zu thun — er, der das Leben so innig liebte, und dem es nahe ging, wenn er sich in gerechtem Zorne hatte hinreißend lassen, eine hartnäckige Fliege oder ein anderes lästiges Insekt zu tödten. Aber auch Gottfried Retemeier war glücklicherweise betrunken gewesen. Heute, wenn er ernüchtert aufwachte, würde er den ihm erteilten Auftrag entweder vergessen haben oder er würde ihn ebenso wenig ernst nehmen wie der, der ihn gegeben. Immerhin war es sicherer, ihn auf der Stelle aufzusuchen, um etwaigem Unheil vorzubeugen.

Nie war Siegfried Johannsen schneller in seinen Kleidern gewesen. Das Frühstück, das seine Wirthin ihm auf den Tisch gestellt hatte, rührte er gar nicht erst an, und eben war er im Begriff, den Ueberrock anzuziehen, als dumpf und feierlich, in gleichmäßigen Intervallen an die Thür seines Zimmers geklopft wurde. Von einer bangen Ahnung durchschauert, rief er „H herein!“ Und ihm war, als griffe eine eiskalte Hand nach seinem Herzen, da er in Gottfried Retemeiers bleiches, tieferntes Antlitz schaute. Denn auf diesem Antlitz stand in leserlichen Zügen sein Geschick.

Stumm und lange schüttelte der frühe Besucher ihm die Hand. Dann, nach einem tiefen Athemzuge, sagte er:

„Es ist alles in Ordnung! Morgen früh um acht Uhr hinter dem Angelfang in den Schießständen. Und du kommst mit mir zufrieden sein. Ich habe mich auf keine Winkelzüge eingelassen und habe mit unbegrenzter Energie auf den schärfsten Bedingungen bestanden. Man soll mir nicht nachsagen, daß die Ehre meines besten Freundes bei mir in schlechten Händen gewesen sei!“

Wäre die Sache für ihn nicht gar so bitterernst gewesen, Johannsen hätte sich wahrhaftig versucht gefühlt, laut aufzulachen. So aber brachte er nur ein gar trübseliges, verzerrtes Lächeln zustande.

„Ich danke dir für deinen liebenswürdigen Eifer“, sagte er mit merklich belegter Stimme. „Aber du hastest es verflucht eilig. Immerhin hättest du erst noch einmal mit mir Rücksprache nehmen können.“

„Wozu das? Wir waren ja vollkommen einig. Und in Angelegenheiten der Ehre kann man gar nicht schnell und energisch genug vorgehen. Es ist mir nicht leicht geworden, denn unter meinen Freunden ist keiner, den ich so ungern verliere wie dich. Aber ich war es dir schuldig, Siegfried, keine unmännliche Schwäche in meinem Herzen aufkommen zu lassen. Das wäre nicht die wahre Freundschaft, die, wenn es sein muß, nicht auch eines schweren Opfers fähig wäre.“

Johannsen lag ganz gebrochen in einem Stuhl. Er kannte seinen sanften Freund Gottfried gar nicht wieder. Und diesen Fanatiker der Ehre mußte er zu seinem Kartellträger machen!

„Es ist rührend! Ich werde dir das nie vergessen. Aber du sprichst davon, mich zu verlieren, als wäre ich schon ein toter Mann. Es muß doch nicht nothwendig bei jedem Zweikampf gleich eine Leiche geben.“

„Nicht bei jedem. Aber dein Gegner heißt Paul Hunold — das sagt alles. Er ist ein unfehlbarer Pistolenschütze und ein Mann von eisernem Charakter. Sein Sekundant hat mir schauerhafte Geschichten von seinen früheren Ehrenkämpfen erzählt — um mich einzuschüchtern natürlich. Aber er kam damit gerade an den Rechten. Je hoffnungsloser er deine Situation darstellte, desto schärfer wurden die Bedingungen, die ich forderte. Du hattest einen guten Sachwalter, mein Junge.“

„Ja, es scheint so“, stöhnte Johannsen. „Danach hätte ich also netto 22 Stunden zu leben.“

„Nun, zuweilen geschieht ja ein Wunder. Und da gleichzeitiges Feuern vereinbart ist, bleibt dir jedenfalls die Möglichkeit, auch ihm eins zu versetzen. Daß du dich auf pünktliche Befolgung deiner nachgelassenen Briefe und sonstigen Aufträge felsenfest verlassen darfst, brauche ich dir hoffentlich nicht erst zu versichern. — Und nun will ich dich nicht länger aufhalten. Du wirst jedenfalls deine Angelegenheiten in Ruhe ordnen wollen. Und auch ich habe noch alle Hände voll zu thun, damit morgen alles ordentlich klappt. Nein, danke mir nicht, Siegfried! Mein Wort darauf — ich thue es gern.“

„Du hast ein goldenes Gemüth! — Eine — eine Verständigung ist also ausgeschlossen?“

Ein Ausdruck wahrhaft erhabener Seelengröße trat auf Gottfried Metemeiers Gesicht.

„Was denkst du von mir? Zur Erörterung dieser Frage habe ich es natürlich gar nicht erst kommen lassen. — Auf Wiedersehen also! Gegen Abend spreche ich noch einmal vor, um dir zu deiner Beruhigung mitzutheilen, daß alles in schönster Ordnung ist.“

Er ging, und Siegfried Johannsen, der sich nun nicht länger Zwang anzuthun brauchte, verhielte sein Antlitz.

Was für ein Tag war es, den er durchlebte! Er aß nicht und trank nicht und rauchte nicht, sondern er brütete nur immer still vor sich hin. Am Ende hätte er ja seine Zeit benötigen können, um sich im Pistolenschießen zu üben, denn außer einem Zigarrenabschneider in Form eines Revolvers hatte er noch nie ein derartiges Instrument in der Hand gehabt. Aber wozu? Er trachtete seinem Gegner ja gar nicht nach dem Leben. Und was hätte ihm auch alle Geschicklichkeit genützt, da sein vorzüglicher Freund mit dem feindlichen Sekundanten doch gleichzeitiges Feuern vereinbart hatte. Es war also das Beste, sich mannhafte auf den Tod vorzubereiten. Und gegen Mittag fing Johannsen denn auch an, seine Abschiedsbriefe zu schreiben — einen an seinen Vormund — einen an seine Wirtin, die solche Rücksicht schon deshalb verdiente, weil er ihr noch einen Monat Miethen schuldig war — einen an seinen Schneider — und den vierten, den er sich bis jetzt aufgespart hatte, an Fräulein Lissie Hagemann, der er mit dem Freimuth des dem Tode geweihten Mannes endlich seine heiße Liebe gestand. Namentlich dieser letzte Brief war ein kleines poetisches Meisterstück, hier und da einbißchen von salzigen Thränentropfen vermischt, sonst aber voll Selbennuthes und edler Männlichkeit.

Er hatte gerade den letzten Heberstrich gethan, als Gottfried Metemeier wieder erschien, in feierlichem Schwarz gekleidet wie am Morgen, im übrigen jedoch in Haltung und Aussehen das Bild eines vom Bewußtsein reiblicher Pflichterfüllung freudig gehobenen Menschen.

„Alles ist erledigt, mein Alter! Du kannst ruhig schlafen. Soll ich diese Briefe der Sicherheit halber gleich an mich nehmen?“

„Reinnetwegen!“ ächzte der unglückliche Johannsen. „Aber höre mal, Gottfried, ich habe da neulich eine Geschichte gelesen von einem in der Uebereilung kontrahirten Zweikampf, den ein wohlmeinender Freund dadurch zu vereiteln wußte, daß er unter der Hand die Polizei benachrichtigte. Ich will damit ja nicht gerade andeuten, daß —“

„Daß du mich einer solchen Nichtswürdigkeit ebenfalls für fähig hieltest. Das hoffe ich allerdings, denn ich müßte es für eine unerhörte Beleidigung nehmen. Aber ich verstehe deine Besorgnisse und halte sie deinem begreiflichen Verlangen nach Genugthuung zugute. Sei also ruhig, mein Lieber! Unter den an dieser Affaire beteiligten Personen wird kein Glender sich finden, der die Polizei benachrichtigt, und es wird auch sonst alles mit rechten Dingen zugehen. Punkt halbnacht hole ich dich ab, und um halbneun ist alles vorüber.“

Die letzten Worten klangen Siegfried Johannsen im Ohr nach noch lange, nachdem der treue Freund ihn verlassen. Bitterlich meidend lag er auf seinem Bette, und schämte sich nicht einmal dieser unmännlichen Thränen. Das Leben war doch so wunderschön und Lissie Hagemann ein so süßes, göttliches, einziges, Geschöpf! O, daß er auch gerade an diesen Hunold hatte gerathen müssen — an einen unfehlbaren Pistolenschützen und einen Mann von eisernem Charakter, bei dem auf Mitleid und Schonung nicht zu rechnen war! Und dazu dieser fanatische Sekundant, der sich vor einem kleinen Hunde fürchtete und beim Anblick eines Kaiserlades ohnmächtig wurde, und der doch gar nicht energisch genug sein konnte, wenn das Leben anderer auf dem Spiele stand. Er war eben von jeher ein Pechvogel gewesen und über keinen anderen als über ihn hätte so viel Schicksalsstücke auf einmal kommen können.

Er verbrachte ein schlaflose Nacht. Aber als der Morgen graute, hatte er sich tapfer in das Unvermeidliche ergeben. Pünktlich, wie ein fälliger Wechsel, stellte sich Gottfried Metemeier ein, heute etwas kleinlauter und etwas weniger zuversichtlich wie gestern, aber doch bis zum Rande gefüllt mit hochtrabenden Redensarten über die Ehre und mit sachkundigen Bemerkungen über das Duellkomment. Irgend etwas indessen mußte ihm auf dem Herzen liegen, und als sie im Wagen saßen, kam es zu Tage. Johannsens Brief an Fräulein Lissie Hagemann war ihm auf ganz unerklärliche Weise abhanden gekommen. Die halbe Nacht hatte er damit zugebracht, ihn zu suchen, aber er hatte ihn nicht wiederfinden können. Und da es doch nun jedenfalls zu spät war, einen neuen zu schreiben, hielt er es fürs Einfachste, wenn Johannsen ihm mündlich den Inhalt mittheilte, zur diskreten Weiterbeförderung an die Adressatin. Aber Siegfried Johannsens Gedanken waren schon so ganz losgelöst von allem Irdischen, daß es ihn fast besser dünkte, wenn Lissie nichts von seiner Liebe erfuhr. Er verschloß sein Geheimniß im verschwiegernen Busen und lehnte Gottfrieds freundliches Anerbieten ab. Festen Schrittes verließ er den Wagen und ging, da die Gegenpartei noch nicht erschienen war, zwischen den Bäumen auf und nieder, während Metemeier sich mit dem Arzt unterhielt und sich die Bestimmung der Instrumente in seinem Verbandskasten erklären ließ.

Endlich hörte man das Rollen des zweiten Wagens. Der lange Referendar Kneisel war der Erste, der ihn verließ. Dann wurde die breite Neckengestalt des Kandidaten Hunold sichtbar. Aber wie merkwürdig verändert sah der Mann heute aus! Die gesunde Röthe seines feisten Gesichtes hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht, seine Haltung war gebeugt, sein Schritt unsicher und wankend. Einen schenen Blick warf er zu seinem Widersacher hinüber. Dann verschwand er für eine kleine Weile hinter dem Gesträuch, so daß sein Sekundant ihn erst ersuchen mußte als die Distanz abgemessen war und als Siegfried Johannsen bereits fest und aufrecht wie ein ganzer Mann auf dem ihm zugewiesenen Platze stand.

Nur um der hergebrachten Form zu genügen, richtete einer der Kartellträger an die Duellanten die Frage, ob eine Auslösung unmöglich sei. Man erwartete von beiden Seiten ein entschiedenes Nein. Aber wie eine himmlische Musik klang es Siegfried Johannsen ins Ohr, da sein gefürchteter Gegner, der unfehlbare Schütze und der Mann von Eisen, mit heiserer, bebender Stimme sagte:

„Wenn Herr Johannsen sich davon befriedigt erklärt, so nehme ich Alles zurück, was ich in der Betrunktheit gesagt

habe. Ich revoctre und deprecire in aller Form. Eine befehl-
gebende Absicht hat mir überhaupt ganz fern gelegen."

Tableau! — Händeschütteln! — Artigkeiten! — Einpaßen
des entbehrlich gewordenen Verbandslasten! — Heimfahrt!

Gottfried Netemeier aber sah aus wie Jemand, dem eine
ganz unbediente Kränkung widerfahren ist. Und er unterdrückte
erschüttert nur mit Mühe eine bissige Bemerkung, als er dem
Freunde die „nachgelassenen“ Briefe zurückgab — bis auf den
einen an Dittie Hagemann, der ihm auf so unerklärliche Weise
abhanden gekommen war.

Aber die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Siegfried
Johannsen fand sie bei seiner Heimkehr in der holdesten
Gestalt greifbar und lebendig vor, obwohl es eine gute Weile
dauerte, ehe er in seiner grenzenlosen Ueberraschung alles be-
griffen hatte. Denn auf nichts in der Welt war er so wenig vor-
bereitet gewesen, als darauf, beim Betreten seines Zimmers
von zwei weichen Mädchenarmen leidenschaftlich zärtlich umfan-
gen zu werden und eine liebe, halb von Thränen erstickte
Stimme sagen zu hören:

„Dem Himmel sei dank — du lebst! O, welche Angst habe
ich um dich gelitten, du liebster, bester, einziger Mann!"

Da gab es natürlich erst viele, viele Küsse und heiße Liebes-
worte, ehe die Aufklärung erfolgte. Und sie war im Grunde ein-
fach genug. Gottfried Netemeier hatte den Brief an Fräulein
Dittie gestern Abend versehentlich mit einigen anderen Brief-
schaften in den Postkasten geworfen, und die Empfängerin hatte
glücklicherweise nicht das Prinzip, unfrankierten Sendungen die
Annahme zu verweigern. So war denn Siegfried Johannsen
doch noch als glorreicher Sieger aus dem unblutigen Zweikampf
hervorgegangen — eine erfreuliche Thatsache, die indessen nicht
verhinderte, daß er Fräulein Dittie feierlich schwören mußte:

„Einmal auf die Menfur — und niemals wieder!"

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Strümpfe.

Eine kleine Verwechslung der Begriffe ihres Dienstmädchens
hat die Frau des Hotelbesizers Pulide auf die Anklagebank ge-
bracht. Sie ist angeklagt wegen thätlicher Beleidigung und Kör-
perverletzung.

Richter: Wie konnten Sie nur so heftig werden?

Angell.: Ja, es ist draurig, aber es war nicht halb so schlimm
wie der Mägen und gemacht hat. Was habe ich denn jehban?
Nicht, bloß eine Backfeife, der kann ich beschwören, eine ein-
zige Backfeife. Und in der Insindeordnung da steht in Paragraf —

Richter: Lassen Sie die Paragraphen nur aus dem Spiele,
die Paragraphen kennen wir.

Angell.: Na, also, da werden Sie's ja wissen, der eene Kle-
ne Zichtigung von der Herrschaft seien der Dienstmädchen erloobt
ist. Und ich habe sie wahrhaftig jett bloß eene aller — aller-
einzige Knallschote jeje'm und die hatte sie auch reichlich verdient.

Richter: Sie sollen so roh zuge schlagen haben, daß das Mäd-
chen hingefallen ist, und daß dem Mädchen die Nase heftig
blutete.

Angell.: Jott, Nasenbluten der kriecht man bald mal, ha't
auch schon jehabt, mehr wie eenmal und auch ohne, der ich ne Back-
feife jekriecht hätte. Der wäre doch wol noch lange kein Grund
gewest, der se uf de Polizei jeloosen is und mir verpeht hat, der
dowe Mädchen.

Richter: Weshalb schlugen Sie überhaupt das Mädchen?

Angell.: Wei mir war Zesellschaft, ich kann mir der Jott
sei Dank leisten, mein Mann war Polier in de juten Jahre un
hat et zu wat gebracht. Nu bramte der Jass so dunkel, der lach
an der Strimpe, die war'n akwee, ich sage nu, der wer'n wa jleich
ha'm. Ich schide also der Mädchen nach neie Strimpe und se kommt
auch zurüde nach 'ne halbe Stunde und bringt drei Paar Her-
ren-Socken. Allens lachte, ich auch. Ich behielt aber die Socken,
et kommt ja Jott sei Dank bei uns uf'n Vertelbuhend Socken mehr
oder weniger nich an und schide der Mädchen nochmal, schreibe
se aber uf janz jenuu Miesstrimpe und se kommt auch zurüde
nach 'ne halbe Stunde und bringt drei Paar Herren-Socken.
Allens lachte, ich auch. Ich behielt aber die Socken, et kommt ja
et kommt ja bei uns uf'n Vertelbuhend Socken mehr oder we-
niger nich an und schide der Mädchen nochmal, schreibe se aber
uf janz jenuu Miesstrimpe, Je-el-i-e-h-strimpe, der ha't
noch buchstabirt, der sich meine Jäste halb kuglich lachten. Wie
nu der Mädchen wech war, löschte ich in mein Salong der Jass
aus, meine Jäste jingen in de Hinterstube, und ich nehme de
Brenner runter, puste die ollen vabrannten Miesstrimpe ab
und wachte uf de neien. Nu kommt der Mädchen zurüde, et war
schon nach neine, alle Läden sin jeschlossen und se kriechte keene

Strimpe mehr. Denken Se sich meine Blamache, müssen de Jä-
ste, lauter seine Leite, Jahnkinstler un so wat, in de Hinterstube
fizen bleiben. Der hat mir so uffereagt, der ich 'ne Knallschote
verabreichte, aber wie jelaacht, 'ne auereenzigste, Jott, heftig
mag se ja jeweisen sind aber von wejen die Blutung in die
Reese —

Der Richter läßt die Angeklagte nicht weiter sprechen. Die
Angeklagte wird zu 30 Mark Geldstrafe verurtheilt.

Angell.: Mich zu machen. Damit beruh'je ich mir nich. Jinf
Meter kost 'ne Backfeife, der wech ich, die will ich jerne blechen,
aber mehr nich 'n Jennig. Der wäre ja noch schöner.



Moderne Wohlfahrtseinrichtungen.

Regierungspräsident (der einem Bürgermeister eines klei-
nen Landstädtchens Audienz erteilt): „Ich habe mit Vergnügen
gehört, daß in letzter Zeit von Ihrer Heimathstadt verschiedene
gemeinnützige Einrichtungen geschaffen worden sind!"

Bürgermeister (stolz): „Ja, Excellenz, seit die vielen Auto-
mobils durchs Städtchen kommen, haben wir 'nen Samariter-
Verein gegründet, eine öffentliche Verbandstelle haben wir ein-
gerichtet, einen vereidigten Viehtazator haben wir angestellt, der
Schuhmann hat ein Fahrrad bekommen, damit er den Automo-
bils nachsehen kann, wenn's durchbrennen wollen, und das
Krankenhaus ist um zwölf Betten erweitert worden!"

Auß-Komment.

Studentin (zu ihrem Bräutigam, der sie eben geküßt hat):
„Aber Arthur, Du hast schon wieder nachgeklappt!"

Angenehme Vorstellung.

Soldat (der einen Augenblick in der Speisekammer zubrin-
gen muß, als die Madame kommt): „Ach, die Herrlichkeiten alle
... hier möcht ich einmal so acht Tage in Vergessenheit ge-
rathen!"

Wieder gut gemacht.

„Die junge Frau Professor hat ja vergangene Woche zum
ersten Mal selbst gekocht!"

„Ja, aber nachher hat sie ihren Mann mit aufopfernder
Liebe gepflegt, das muß man sagen!"

Frech.

Schusterjunge (zu einem Herrn mit kolossaler Platte): „Sie
haben sich wohl mit dem Rasirmesser gekämmt?"

Nache.

Dienstmädchen (das Abends nach einem heftigen Streit ge-
kündigt hat, zum Hausherrn): „Na adieu, Herr Müller, bei
Ihrer Frau halt ich's keinen Augenblick mehr aus! (Vertraulich)
Der Hausschlüssel liegt auf dem Küchenschrank!"

Der kranke Trinker.

Arzt: „Wenn Ihnen die Pillen zu bitter sind, können Sie
sie mit einem Glase Wasser herunterspülen."

Patient: „Ja, aber womit spüle ich nachher das Wasser
herunter?"

Kindermund.

Der neunjährige Fritz hat durch's Schlüsselloch gesehen, wie
Papa Pakete, die er mit nach Hause gebracht, auspackte und
die darin befindlichen Geschenke um den Christbaum gruppirt.
Nach der Bescheerung befragt, ob er zufrieden sei mit dem, was
das Christkind ihm gebracht, sagt er zum Papa: „Meinst, ich
bin noch so dumm? 's Christkind bist Du, und der Nikolaus
und der Osterhas' bist Du, und der Storch bist auch."

Eine Anfrage.

Ein Landbürgermeister berichtete Folgendes an den Be-
zirksarzt seiner Amtsstadt:

„Unterfertigtens Bürgermeisterrat erlaubt sich Großherzog
Herrn Bezirksarzt mitzutheilen, daß dadurch heute ein wüthiger
Hund eingefangen wurde und fragt hierdurch an, ob man den-
selben etwa tödten oder über die benachbarte württembergische
Grenze jagen soll."

Der abergläubische Bagabund.

Bagabund (vor der Zellentüre): „Was? In Nummer 13
soll ich gesteckt werden? Das hat nichts Gutes zu bedeuten?"

Scharfblick.

Fräulein: „Hier bringe ich einen Papagei ... Sie wollen
ihn mir gegen einen andern umtauschen!"

Vogelhändler: „Fräulein haben also einen neuen Bräuti-
gam?"

Reise steht durch mein Gemüth
Plötzlich der Gedanke:
Wozu hängt mein Frack denn noch
Dort in jenem Schranke?
Trag' ihn zu dem Hause hin,
Wo sie Geld vorschreiben;
Wenn Du meine Hofe siehst
Sag' ich laß sie grüßen!

Schlan.

Tante: „Warum habt Ihr dem betrunkenen Schuster die Thür zum Garten wieder geöffnet?“

Nesse: „Ach, Tante, da fällt er immer gegen die Bäume — und nachher lesen wir das Obft auf.“

Schredliche Drohung.

„Du — Du — wenn Du mich noch lange ärgerst, — laufe ich meiner Frau noch einen Winterhut! — — und dann mußt Du Deiner auch einen kaufen!“

Einschränkung.

Oberförster: „Die Erzählung ist lehrreich und daneben wahr.“

Stammgast: „Aber gewiß nur daneben!“

Hyperbel.

Rekrut Meier, wie schlotterig sieht Ihnen wieder die Uniform auf dem Leibe — Sie werden nächstens noch in Windeln antreten!“

Im Putzgeschäft.

„Sehen Sie mal, Fräulein, den Hut, den ich neulich meiner Frau gekauft habe, können wir doch so nicht behalten, der Vogel darauf ist gar zu klein. Können wir nicht einen größeren haben?“

„Nein, mein Herr, das nicht, denn Frau Gemahlin hat schon den größten Vogel in der ganzen Stadt.“

Im Louvre.

Führer (zu einem Hochzeitspaar): Und dies ist die berühmte Venus von Milo.

Fremder: Großartig gefälcht!

Führer: O non, Monsieur, diese Venus ist ganz echt.

Fremder: „Ja, weshalb zeigen Sie uns so etwas? Wir wollen hier im Louvre nur die gefälchten Sachen sehen!“

Gemüthlich.

Gast (der schon lange auf die Bedienung wartet): Kellner, ich warte nun schon eine Stunde.

Kellner: „Ja, ja, wie schnell die Zeit vergeht!“

Zweifel.

Mann: Was klast Du denn heute gekocht?

Frau: Eine Hühnersuppe.

Mann: „Ja meinst Du wirklich, daß die Hühner so etwas genießen können?“

Noch unsicher.

A.: „Ich habe gehört, Sie wollen Fräulein Loefer heirathen?“

B.: „Ja, das will ich, ich will jetzt zu ihr gehen und sie fragen, ob das Gerücht wahr ist!“

Ein praktischer Arzt.

Der Doktor Pflaster macht jetzt brillante Geschäfte; er fährt nur noch auf seinem Zweirade hinter den Automobilen her und verbindet die Ueberfahrenen!

Praktische Eintheilung.

„Wie lange waren Sie in England?“

„Acht Tage.“

„Aber in der kurzen Zeit kann man sich ja London kaum richtig ansehen.“

„O, sie genügt schon: Mama besuchte die Museen, ich die Waarenhäuser und Papa die Bars.“

Stimmungswechsel.

A.: „Sagen Sie, warum heirathen Sie eigentlich nicht?“

B.: „Ach, ich hab' kein Vertrauen dazu.“

A.: „Glauben Sie mir, es kommt die Zeit, wo Sie Ihre Ehefeindschaft sehr bereuen werden. Sie werden älter und älter, und immer einsamer wird es um Sie her. Sehen Sie mich dagegen an. Wenn ich Abends aus'm Geschäft nach Hause komme, sitzt meine Frau da und macht mir das Haus gemüthlich, und sie fängt an zu plaudern, und sie plaudert weiter, und sie redet und sie redet und sie hört nicht auf zu reden, — der Schlag soll sie treffen!“

Eitel.

„Ich habe Ihnen doch erst vor vierzehn Tagen einen abgelegten Hut gegeben, und heute verlangen Sie schon wieder einen?“

Bettlerin: „Ja, gnä' Frau wissen doch selber, wie rasch die Mode wechselt.“

Der Pantoffelheld.

Besucher: „Darf ich mir eine Zigarre anstecken?“

Hausherr (dessen Frau nicht anwesend ist, verlegen): „Gewiß, gewiß, aber stellen Sie mir doch, bitte, eine Bescheinigung aus, daß ich's nicht gewesen bin!“

Boshast.

Naive (eines Provinztheaters zur Freundin): „Es wird sehr gegen mich intrigiert, aber die ältesten Herren der Stadt sind auf meiner Seite!“

Freundin: „Ach, das sind gewiß Deine Jugendfreunde!“

Ein frommer Wunsch.

Hauptling (dessen Leute einen dicken französischen Koch gefangen haben): „Ewig schade, daß sich der Kerl nicht selbst zubereiten kann!“

Fortschritt.

— „Macht Deine Schwester gute Fortschritte im Schlittschuhlaufen?“

— „O ja, sie fällt nur noch, wenn ein Leutnant in der Nähe ist!“

Verschnappt.

Chef (der bemerkt, daß ein Lehrling einen Bleistift im Munde hält): „Ich verbitte mir diese ekelhafte Unsitte! Wer soll denn solchen Bleistift hernach wieder in den Mund nehmen?“

Mißtrauisch.

— „Mama, der junge Förster muß mich doch wohl lieben, vorhin hat er mir auf dem Klavier lauter Liebesweisen vorgespielt.“

— „Ach, wenn der nur nicht auch auf dem Klavier lügt.“

Humor des Auslandes.

„Was kostet der Käse?“

Siebzug Pfennige das Pfund.“

„Aber drüben der Mann verkauft ihn für 60 Pf.“

„Dann gehen Sie dorthin und kaufen da.“

„Der hat aber keinen mehr.“

„Ach ja, die Sorte, die ich nicht mehr habe, können Sie auch zu 60 Pf. das Pfund haben.“

Photograph: „Verzeihung, mein Herr, aber Sie sitzen bereits zehn Minuten auf Ihrem Hut.“

Kunde (wütend): „Weshalb haben Sie mir das, zum Donnerwetter, nicht vorher gesagt?“

Photograph: „Ich wollte, daß Sie ein recht freundliches Gesicht machten, mein Herr.“

Mama: Sei doch nicht so geizig. Laß Dein Brüderchen ein bißchen mit Deinen Marmeln spielen.

Tommy: Ich hab' ihm schon sechs gegeben, und er hat sie behalten.

Mama: Er wird sie Dir schon wiedergeben.

Tommy: Das glaub' ich nicht: Er hat sie verschluckt.

— Ist es nicht grausam, so ein reizendes Vögelchen in einen Käfig zu sperren?

Mrs. de Style: Es ist eine Schande. Wie entzückend würde es auf einem Out aussehen.

Vexirbild,



Meine Freundinnen wollen mich hier treffen, aber sie lassen lange auf sich warten! Wo sind sie?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur Moriz Schaefer, Wiesbaden.